

Constantin Möllmann

Erinnerungen an einen blinden Dinslakener Dichter

Von Willi Dittgen, Dinslaken

Im Jahre 1838 erschien in der Druckerei Ed. Klönne, Wesel, ein kleines Bändchen, 170 Seiten stark, in bescheidenem Gewande mit dem Titel „Gedichte des blinden Constantin Möllmann in Dinslaken (bei Wesel)“.

Constantin Möllmann ist nicht in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen wie sein großer Zeitgenosse, der Minister Goethe in Weimar, doch wenn uns heute sein Gedichtband in die Hände kommt, so klingt uns doch aus den Versen die Sprache einer empfindsamen Seele entgegen. Er war ein Dinslakener, dem durch die Blindheit das Erlebnis der äußeren Erscheinungswelt versagt war und der sich mühte, seine Gefühle in die Formen der Dichtung zu gießen.

Er selbst schickt seinen Gedichten die „Geschichte meiner dunklen Tage“ voraus, eine kurze Lebensbeschreibung, die vor allem sagen will, warum Möllmann zur Feder griff und wie er sich mühte, die ewige Nacht zu ertragen und mit dem Licht einer schöneren Welt zu erfüllen.

Möllmann war nicht blind geboren. Im Alter von sechs Jahren erkrankte er an den Blattern und verlor dabei das Augenlicht. Die bestürzten Eltern versuchten alles Mögliche, um dem Jungen die Sehkraft wiederzugeben. Sie zogen viele Ärzte der näheren und weiteren Umgebung zu Rate. Sie opferten gerne erhebliche Summen, um ihrem Constantin zu helfen. Aber alle ärztliche Kunst und elterliche Liebe waren vergebens.

Er selbst schreibt darüber:

„Der Verlust der sichtbaren Welt mochte anfangs einen sehr schmerzhaften Eindruck auf mich zu machen, doch gelang es meinen Eltern und meinen Geschwistern, die mich alle liebend umschwebten, durch die tröstlichen Vorstellungen vom Wiedersehen und auf allerlei Weise dieses Schmerzgefühl zu mildern, und der Himmel schenkte mir Geduld.“

Bald spielte er wieder mit den Dinslakener Jungen, so gut er konnte, auf der Straße. Ein besonderes Vergnügen aber war es für ihn, sich der verlorenen sichtbaren Welt dadurch zu erinnern, daß er einst gesehene Gegenstände in Papier nachbildete. Das Kopfrechnen gewährte ihm eine angenehme Unterhaltung und er brachte es hierin, auch bei schwierigen Aufgaben, zu einer Sicherheit und Schnelligkeit, die oft Bewunderung erregten.

Gern ging er, von den Eltern oder den Geschwistern geführt, in der Umgebung der Stadt spazieren, hinaus ins Bruch oder auf den Lohberg. Gerne las ihm der Vater aus alten Büchern vor, und der heranwachsende Junge war der dankbarste Zuhörer.

Am liebsten erinnerte sich Constantin Möllmann seines Religionslehrers N e b e , der damals evgl. Pfarrer in Dinslaken war und dann Consistorialrat bei der Regierung in Minden und später in Koblenz wurde. „Er ließ es“, so schrieb Möllmann später, „sich liebevoll angelegen sein, da das äußere Licht mir fehlte, desto mehr Licht in mein inneres Leben zu bringen.“ —

Im Religionsunterricht schrieb er seine ersten Verse, und der freundliche Prediger Nebe war gerührt, als Constantin vor seiner Konfirmation den größten Teil des genossenen Religionsunterrichtes in Knittelreimen hersagte. Nebe ahnte hier ein Talent. Er gab ihm Unterricht, las ihm klassische Werke vor, machte ihn mit den wichtigsten Regeln der Verskunst vertraut. Und bald häuften sich die Gedichte Möllmanns in dicken Bündeln. Als der Preußenkönig Friedrich Wilhelm siegreich aus den Befreiungskriegen heimkehrte, widmete ihm Möllmann ein überschwängliches Gedicht. Nebe schickte es nach Berlin. Der König war von den Lobeshymnen so beeindruckt, daß er Möllmann als Geschenk eine jährliche Pension von 36 Talern gewährte. Die Dinslakener waren ganz stolz auf ihren Dichter, den selbst der König geehrt hatte.

Bei allen möglichen festlichen Gelegenheiten wurde er nun um ein Gedicht gebeten. Nicht nur bei Familienfesten half er gern, er schrieb Begrüßungsgedichte, als der Erbprinz in Dinslaken war, und als der Bischof von Münster, der Freiherr von Droste zu Vischering, in die Stadt einzog, und bei manchen anderen Gelegenheiten.

Am schönsten gelangen aber seine lyrischen Gedichte, in denen das Saitenspiel seiner reichen Seele zum hellen Klingen kam. Viel Befriedigung und Freude fand er später noch dadurch, daß er Klavierunterricht erteilte. Nach ersten Schwierigkeiten konnte er die Dinslakener von dem Wert seines Unterrichts überzeugen. Er entwarf selbst ein Lehrbuch, dessen Übungsstücke in seinem Gedächtnis haften.

Eine Zeit lang hoffte er noch, die Sehkraft wiederzuerlangen. Er meinte, es sei ihm noch ein Schimmer von Licht geblieben, da er in einer Entfernung von drei bis fünf Schritten Gegenstände von einiger Größe als Menschen, Bäume, Mauern usw. zwar nicht erkennen, doch sehr deutlich bemerken konnte. Bei näherer Untersuchung zeigte sich indessen, daß dieses keine Sehkraft, sondern ein Gefühl war, das vielleicht die Luftschwingungen in der nächsten Umgebung der Gegenstände verursachten. Dieses Gefühl bewahrte ihn aber vor manchem empfindlichen Stoß.

So wurde er des Lichtes immer weniger bedürftig und mit seiner Nacht immer vertrauter.

Seinen Freunden aber, denen er seine Gedichte schenkte, schrieb er: „Nehmt nicht nur teil an meinem Schmerz, nehmt auch teil an meinen Freuden. Siehe hier, wie die Vorsehung da, wo sie nimmt, liebend wieder gibt; wie sie den Pfad, auf dem Du der Dornen viele vermutest, mit Rosen bestreut; siehe, wie der Allliebende, der das Weltall durch seine Sonnen erleuchtet, auch jedes Dunkel im menschlichen Leben erhellt. Ich fühle dieses tief; dennoch ergreift zuweilen Sehnsucht nach dem Anblick der Werke Gottes, bei deren dunklen Vorstellung und schwachen Beschreibung schon Woneschauer mich durchbebt, mit stiller Wehmut mein Gemüt. Aber die Hoffnung, nach einer kurzen Prüfungszeit vom Glauben zum Schauen zu gelangen, erheitert bald mich wieder und erhebt mich im Vorgefühl namenloser Wonne weit über den Verlust der sichtbaren Welt.“

Fröhlich zur Engel Wohnung
Werd' ich hinüber geh'n;
Dort wird die Nacht verschwinden,
Dort wird mein Auge seh'n.